



„Homosexualität ist moralischer Genozid!“

Titelzeile der ruandischen *New Times*, 2008

In 37 von 53 Staaten Afrikas existieren Gesetze, die homosexuelle Handlungen unter Strafe stellen. Machthaber in etlichen Staaten des Kontinents wettern gegen die „unafrikanischen, dekadenten“ Lebensweisen des liberalen Nordens und inszenieren sich als Wahrer „originär afrikanischer“ Traditionen. Homoverbände und kritische Geister aus Afrika wie Europa und den USA behaupten hingegen meist, Homophobie sei ein westlicher Import. Beide Positionen bestimmen projektive Blicke. Von David Schwarz.

Momentan bestimmen Männer wie Robert Mugabe die Debatte in Afrika. Für ihn sind Schwule „schlimmer als Schweine und Hunde“. Auch Otto Odonga, ugandischer Parlamentarier, schaffte es mit der Aussage in die *New York Times*, er würde seinen eigenen Sohn umbringen, falls dieser schwul wäre. Vor allem die Diskussion um die Einführung der Todesstrafe für „wiederholte homosexuelle Handlungen“ in Uganda machte das Thema Homophobie in Afrika zu schlagzeilenrelevantem Material für Massenmedien im Norden, aber auch in Subsahara-Afrika. Übergriffe auf Schwule in Kenia, Verhaftungen von Schwulen in Malawi, „korrektive Vergewaltigungen“ von Lesben in Südafrika und Morde an Homosexuellen in Nigeria – die Berichterstattung der meisten europäischen und nordamerikanischen Medien legt das Bild eines zutiefst homophoben Kontinents nahe.

Überraschende Einhelligkeit von Homophoben und deren Gegnerinnen und Gegner

Doch was bedeutet Homosexualität in Afrika? Alleine der Versuch, auf diese Frage für einen ganzen Kontinent Antworten zu finden, muss scheitern. Afrika, in diesem Kontext Sub-Sahara Afrika, ist kulturell, sprachlich und politisch ebenso wenig als Einheit zu fassen, wie Europa oder die so oft imaginierte „muslimische Welt“.

Umso überraschender ist die Einhelligkeit, mit der sowohl die öffentlich wahrnehmbaren homophoben Akteure in Afrika, als auch deren Gegnerinnen und Gegner die Wurzel allen Übels identifizieren: der Kolonialismus ist Schuld an der Misere. Gleichgeschlechtliche Liebe sei eine „ausländische Praxis, die in unser Land importiert wurde“ meint Mugabe, während etwa die Nichtregierungsorganisation „Gays and Lesbians of Zimbabwe“ (GALZ) Homophobie und nicht etwa Homosexualität als den „korrupten westlichen Import“ benennt und damit auch das Argument zahlreicher Homo-Verbände aus dem Norden wiederholt.

Eindeutig widerlegt ist zumindest die Aussage, homosexuelle Handlungen hätte es in Subsahara-Afrika vor der Eroberung des weißen Mannes nicht gegeben. Zwar lässt sich auch dies nicht mit letzter Gewissheit für alle Länder zwischen dem Senegal und Madagaskar sagen. Aber nach Ansicht der US-amerikanischen Soziologen Stephen O. Murray und Will Roscoe ist es durchaus legitim, zumindest in Sachen gleichgeschlechtlicher Sex im präkolonialen Subsahara-Afrika, verallgemeinernde Aussagen zu treffen. Ihre umfangreichen Untersuchungen in Westafrika und im südlichen Afrika beschreiben eine jahrhundertealte Geschichte der Homosexualität in über 50 Gesellschaften.

Konstruktion „des Schwulen“ in und durch Europa

Allerdings war das Konzept einer homosexuellen Identität als Lesbe oder Schwuler in all diesen Gemeinschaften vor dem Beginn der Kolonialära gänzlich unbekannt. Dies entspricht auch den Erfahrungen des ruandischen Studenten Jacques Kimanzi*: „Sowohl in der kleinen Stadt in der ich aufwuchs, als auch in der Hauptstadt Kigali ist es nicht selten, dass Männer Sex miteinander haben. Das reicht

vom gemeinsamen Onanieren bis zum Analverkehr“, berichtet der Endzwanziger, der seinen Namen nicht veröffentlicht sehen möchte. „Doch fast alle Männer, die Sex mit Männern haben, sehen sich nicht als homosexuell, nicht mal ansatzweise.“ Im Gegenteil, die meisten Männer hassen Jacques Kimanzi zufolge Schwule ausgesprochen. Er bezeichnet sich selbst als schwul, da er nicht nur mit Männern Sex sondern auch Liebesbeziehungen haben möchte. „Meiner Meinung nach passiert in ganz vielen afrikanischen Ländern so einiges zwischen Männern und Männern und auch unter Frauen, aber all das wird, wie so vieles anderes, nicht angesprochen. Alle schauen weg, solange du dich anpasst und deiner Familie Kinder bescherst.“



Es rollt und rollt...
Wikileaks auf homophob

Homosexuelles Begehren und gleichgeschlechtliche Liebe sind demnach keine Importe des Nordens, homosexuelle Identitäten hingegen schon. Bis zur Kolonialisierung durch die Europäerinnen und Europäer sind keine Beispiele einer homosexuellen Identitätskonstruktion überliefert. Diese entwickelte sich, Michel Foucault zufolge, in Europa auch nicht aufgrund gesellschaftlicher Emanzipation. Im Gegenteil. Die Repression gegen gleichgeschlechtliche Liebe und Körperkontakt definierte anfänglich das Bild des Homosexuellen. Die Sodomiegesetze stellten zuerst bestimmte Handlungen unter Strafe und Wissenschaftler aus dem medizinischen Bereich entwarfen dann im 19. Jahrhundert die Kategorie des damals als geisteskrank bezeichneten Schwulen. Konsequenterweise transportierten die Engländerinnen und Engländer das Konzept „des Schwulen“ (weibliche Homosexualität wurde schon damals von dem männlich dominierten Diskurs ignoriert), in ihre Kolonien und stellten homosexuelle Handlungen zwischen Männern unter Strafe. Franzosen, Deutsche und Portugiesen erließen zwar keine expliziten Gesetze, aber die Kolonialisierung etablierte eine heteronormative Hegemonie, die bis heute in weiten Teilen Subsahara-Afrikas existiert.

Homophobie als identitätsstiftendes Element

Heute existieren in 37 von 53 Staaten Afrikas Gesetze, die homosexuelle Handlungen unter Strafe stellen. Im muslimischen Norden Nigerias steht auf homosexuelle Handlungen gar die Steinigung, aber auch in zahlreichen weiteren afrikanischen Ländern drohen Gefängnis- und Geldstrafen. Machthaber in etlichen Staaten des Kontinents wettern gegen die „unafrikanischen, dekadenten“ Lebensweisen des liberalen Nordens und inszenieren sich als Wahrer „originär afrikanischer“ Traditionen. Oft mit Erfolg.

Der postkoloniale Habitus verleiht den Politikerinnen und Politikern ein gewisses Maß an Souveränität gegenüber dem übermächtigen Norden, von dem die meisten Staaten ökonomisch immer noch abhängig sind und von dem es sich immerhin in Sachen kulturelle Tradition abzugrenzen gilt. Bei Männern kommt in Millionen Fällen noch eine subjektiv erlebte Erniedrigung des eigenen Status hinzu. Ebenso wie in anderen Teilen der Welt, ist

Heute existieren in 37 von 53 Staaten Afrikas Gesetze, die homosexuelle Handlungen unter Strafe stellen.

das Bild des Mannes in den meisten Gesellschaften in Subsahara-Afrika mit der Verfügbarkeit von Macht, Einfluss und materiellem Wohlstand verknüpft. Doch für einen großen Teil der afrikanischen Männer stellt die zunehmende Modernisierung der Lebens- und Arbeitsverhältnisse subjektiv eher eine Gefahr als eine Chance dar. Vor allem für die eigene männliche Identität. Bis in die meisten Dörfer schaffen es heute Bilder üppiger Statussymbole. Die theoretische Chance, der Tristesse in den Dörfern zu ent-

kommen und in einer Stadt, die Erfüllungen der medialen Versprechungen zu finden, bleibt für die meisten Männer und Frauen ein unerreichter Traum. Dennoch steigt die Erwartungshaltung gerade an junge Männer, materiellen Wohlstand anzuhäufen, sich durchzusetzen und ökonomisch erfolgreich zu sein. Nicht zuletzt auch, um die Chancen beim anderen Geschlecht zu steigern. So entsteht eine Situation, in der es eher schwerer wird, verankerte homophobe Einstellungen zu verändern.

Der Frust schlägt sich, wie auch in anderen Teilen der Welt, nur zu gerne im Ressentiment gegen vermeintlich Schwächere oder Andersartige Bahn. Schwule und Lesben sind neben migrierenden Gruppen beliebtes Ziel der auf der Strecke Gebliebenen. Und so fordert der Mob immer wieder den Strang für den Schwulen. Das weit verbreitete Ressentiment gegen Homosexuelle und Frauen trifft sich mit dem Interesse afrikanischer Eliten. Denn anhand der Frage der Homosexualität lässt sich dem Norden klarmachen, dass das Konzept universaler Rechte eben nicht in ihren Ländern anzuwenden sei: Zu groß sind die kulturellen Unterschiede, gerade in Sachen Homosexualität. Und die geteilte Ablehnung bietet immerhin ein Angebot der Vergemeinschaftung. Gerade in ökonomisch erfolglosen und korrupten Staaten ist es für die Führungselite eine bequeme Sache, wenn sich der Großteil der Bevölkerung immerhin hinter einer Idee vereinen kann.

Unterschiedliche Lebenwelten

Das ist die eine Seite der gesellschaftlichen Realität von Lesben und Schwulen. Es gibt aber noch die weniger sichtbare Lebenswelt von Homosexuellen. Denn Homosexualität wird auch heute noch stillschweigend akzeptiert, gerade im ländlichen

Raum. Und in einigen wenigen Metropolen existieren gar offen auftretende Schwulen- und Lesbengruppen sowie entsprechende Subkulturen. Dies ist aber bisher auf Südafrika beschränkt. Die Verfassung des Landes räumt Homosexuellen gesonderten Raum ein und garantiert Schwulen und Lesben freie Entfaltungsmöglichkeiten. Doch gerade in Südafrika kommt es in den letzten Jahren immer wieder zu Übergriffen und Morden. Lesbischen Frauen droht etwa die sehr reale Gefahr der „korrektiven Vergewaltigungen“. Bereits der brutale Ausdruck verweist auf eine heteronormative Wirklichkeitskonstruktion. In den Augen der Täter sollen diese Vergewaltigungen Lesben wieder zu „richtigen“ Frauen machen.

Im Besonderen verweisen homosexuelle Frauen aus ländlichen Gebieten in Subsahara-Afrika immer wieder darauf, dass sich die wenigen existierenden Initiativen ausschließlich an die homosexuelle Mittelschicht richten. Praktisch gäbe es jedoch kaum Gemeinsamkeiten in den Lebenswelten der Homosexuellen Afrikas. Das Leben der Homosexuellen in den Städten hätte kaum etwas mit den Leidenserfahrungen lesbischer Frauen in den Dörfern zu tun. Sophie Thiam*, eine Basuto-Frau aus Südafrika, ist der Meinung, dass es angesichts der gravierenden sozialen Unterschiede keine „gay identity“ in Afrika geben könne. Vielmehr führe die Herausbildung einer Homo-Identität urbanen Stils zu einem veränderten Umgang vieler afrikanischer Gesellschaften mit Homosexualität.

„Früher wurde es einfach totgeschwiegen und ignoriert, doch durch die Einführung `des Homosexuellen` durch die Weißen reagieren die Leute heute mit Ekel und Abwehr“, meint Sophie Thiam. Unter Basuto-Frauen sei gleichgeschlechtliche Liebe sehr häufig vorgekommen, „doch deshalb hat sich keine Frau als Lesbe gesehen oder gar gedacht, dass sie Sex mit einer Frau hätte. Denn Sex kann man nur haben, wenn ein Penis im Spiel ist.“

Projektive Blicke

Im benachbarten Zimbabwe regelte die Praxis *kusikira rudzi* („Samen pflanzen“) die Frage der Nachkommen und das Wohlergehen schwuler Söhne: So wurden Beziehungen homosexueller Männer untereinander stillschweigend akzeptiert solange offiziell geheiratet wurde. Die Ehefrauen waren dann gezwungen mit einem Bruder des Ehemannes oder einem anderen Verwandten zu

schlafen, um schwanger zu werden.

Solche Beispiele bringen pro-homosexuelle Gruppen aus dem Norden immer wieder an, um zu beweisen, dass eben die Homophobie ein importiertes Konzept sei. Doch die Argumentation blendet weibliche Homosexualität wieder einmal aus. Während sich Männer dem Reproduktionsdruck kreativ verweigern konnten und können, besteht für Frauen dafür keine Möglichkeit. Und noch heute gilt das Gebären eine der wichtigsten Pflichten für Frauen in vielen afrikanischen Gesellschaften. Gerade in ländlichen Gebieten stellen Nachkommen die einzige Möglichkeit der Altersvorsorge dar.

In Ruanda, dem Land mit der höchsten Bevölkerungsdichte in Subsahara-Afrika, von Swasiland abgesehen, titelte die regierungstreue Zeitung *New Times* 2008: „Homosexualität ist moralischer Genozid!“ Von afrikanischen Intellektuellen ist derzeit leider nichts Kritisches zu solchem Wahnsinn zu hören; der Diskurs wird vor allem europäischen und amerikanischen Menschenrechtsgruppen überlassen. Und das ist mitunter ein Problem. Für lesbisch-schwule Gruppen aus Europa, die für eine Verbesserung der Lebensbedingungen von Homosexuellen in Afrika eintreten, gilt leider oft das Gleiche wie für die Entwicklungshilfe insgesamt: Was gut gemeint ist, kann sich leicht ins Gegenteil verkehren. Denn für liberal-progressive Europäerinnen und Europäer, die Homophobie, sowie für die konservativ-fundamentalistischen Kräfte, die Homosexualität in Afrika bekämpfen wollen, ist das subsaharische Afrika häufig vor allem eines: Projektionsfläche.<

** Namen von der Redaktion geändert*

David Schwarz
studierte politische
Wissenschaften,
Psychologie und
Kommunikationswis-
senschaften in Hei-
delberg und Lausan-
ne. Er arbeitete für
die internationale
Zusammenarbeit in
Ruanda und Indien
und lebt derzeit in
Bonn.